



AM WEGE

NACHRICHTEN

DES GAU THÜRINGEN IM

T.-V. „DIE NATURFREUNDE“

5. Jahrgang

November 1924

Nr. 11

Unsere Einstellung

Anknüpfend an die in Nr. 9 des Gaublattes unter Gaunachrichten von der Reichsleitung dargelegte Besorgnis betreffs Unstimmigkeiten infolge verschiedenartiger politischer Einstellungen in der Bewegung, möchte ich folgende Anschauung hier klar legen. Selbige bezieht sich selbstverständlich auch auf andere Auffassungen, die gelegentlicher Erörterungen unseres Programms zutage treten. Vorweg schicken möchte ich noch, daß die Genossen meine Ausführungen nicht als die eines passionierten Artikelschreibers oder Dogmatikers betrachten möchten (mit beiden habe ich nichts zu tun). Meine Aufgabe sehe ich lediglich darin, einen Weg zu zeigen, der, nachdem ihn die Kritik des vorurteilsfreien und ehrlich vorwärtswollenden Genossen als richtig bezeichnet hat, auch von allen gegangen werden muß. Natürlich wird dem individuellen Empfinden (sofern es die Parallele einhält) weitestgehend Rechnung getragen werden, denn wer wollte es leugnen, daß die Auffassungen über die Naturfreundpflichten so verschiedenartige sind, als daß man sie nicht in Betracht ziehen müßte. Um nun nicht mißverstanden zu werden, spreche ich aus, daß man die persönliche Pflichterfassung nur so verstehen kann, als es das verschiedenartige Naturempfinden der großen Masse mit sich bringt. So z. B. geht der eine in der Betrachtung der Erforschung der vegetierenden Natur- und Naturgewalten völlig auf, die Erschließung der Natur durch Wanderungen ist ihm Ideal und Zweck der Bewegung. Dem andern schwebt das Gemeinschaftsleben als höchstes Erstreben vor und die Erziehung seiner selbst und anderer. In diesem Gedanken ist ihm Genugtuung. Dieser empfindet die bürgerliche Moral mit ihrem falschen Gesicht unausstehlich und stellt der sittenverderbenden Ethikerkaste zur psychischen und physischen Gefundung der Menschheit

die Nachkultur gegenüber. Und noch einer sieht die Rettung der Natur nur noch in der Bekämpfung der Menschenproduktion und der Propagierung von Mitteln zur Reduzierung dieser Produktion; die Aufklärung der Menschen über das Unsinnige ihres Vermehrungstriebs ist für ihn oberster Grundsatz. Wenn man nun noch eine Kategorie aufzählen will, zu der hoffentlich die meisten unserer Naturfreunde gehören, ich meine jene, die von der Natur am reichsten bedacht sind, die durch ihr Empfindungsvermögen das Erstreben aller hier aufgeführten Ideale für notwendig erkennen, und somit alle Eigen- und Besonderheiten des Individuums in sich vereinigen, so haben wir nicht nur den vielen typischen Veranlagungen des einzelnen Rechnung getragen, sondern auch einen scharfen Umriss unseres Programms gegeben. Wenn wir nun alle in der richtigen Erkenntnis ihrer Naturgabe, das Naturentfremden der Menschheit und die Kulturseuche als drohendes Gespenst, welches unbedingt vernichtet werden muß, erkennen, sowie die Durchführung dieses Zieles als Zweck unserer Organisation betrachten, so wird eine zielbewusste, sich über den einzuschlagenden Weg klar gewordene Bewegung von größter Bedeutung sein. Und welches ist nun der Weg? Er wird bestimmt einmal durch die Entfernung des Zieles und der sich ihm entgegenstellenden Hindernisse und dann nicht zuletzt durch die Natur selbst. Ich werde dieses nun auch ohne Umwege in konkreter Form begründen.

Das Hindernis, welches sich entgegenstellt, bestimmt den Weg, sowohl, und zwar ist dieses Hindernis einzig und allein die heute herrschende Gesellschaft, nicht etwa noch andere, wie es scheinbar aussehen mag; auch nicht die Menschen, der Mensch ist das Produkt seiner Erziehung, folglich

ein Erzeugnis dieser Gesellschaft. Also die kapitalistische Gesellschaft stellt sich unserm Weg entgegen, sie hält die Seelen derer in ihren Klauen und vergiftet sie, die wir unserer Bewegung zuführen möchten; folglich müssen wir diesen Gegner bekämpfen. Die heute herrschende Gesellschaft hat kein Interesse, Naturfreunde zu erziehen, Krämer, Schmarozker und Sklaven sind für ihre Zwecke brauchbarer. Das Gemeinschaftsleben ist ihr ein Greuel, sie fördert lieber die Uneinigkeit und Zerrissenheit, um uns niederschlagen zu können. Die Kultur hat sie in Pacht, und ihre Ethik stinkt zum Himmel. Eine Umgestaltung haßt diese Gesellschaft aber und bekämpft solche mit allen Mitteln. Wir sehen, wie ein Block liegt dieses Hindernis im Wege, wir müssen es beiseite räumen, nein, vernichten, damit es uns niemals wieder aufhalten kann. Wir sind proletarische Naturfreunde, darauf müssen wir stolz sein. Warum? Ganz einfach, unsere Beziehungen und Verbindungen zur Natur sind enger und frischer als die der bürgerlichen, durch die dünne Wand unserer Behausung bringt der Obem der Natur fühlbarer als durch den Steinpalast, unsere nackten Körper atmen ihn wonnig ein, des Bürgers kostbare Schamhülle versperrt ihm den Weg. In der Gesellschaft sind wir Enterbte, in der Natur Freunde, sie beschenkt uns, unser Kontakt mit ihr ist lebendig, folglich sind wir die wahren Naturfreunde. Die Natur ist in ihrem Wesen revolutionär, unser Schaffen ist es auch. Ja, liebe Genossen, wir wollen die Natur verstehen,

wollen Revolutionäre sein. Hier ergeben sich nun die Aufgaben, an deren Lösung jeder Genosse, unbeschnitten von der individuellen Neigung oder Auffassung, zu arbeiten hat. — Wenn nun die unsere Bewegung hindernde regierende Gesellschaft unsere Marschrichtung bestimmt, so ergibt sich aus der Entfernung unserer Ziele der Marschschritt. Und so wollen wir denn, um die Entfernung zu verringern, wenn es sein muß, auch wuchtig auftreten, um über die Hindernisse hinwegzukommen, und vorwärts, ja vorwärts wollen wir doch, oder nicht? Darum Genossen, laßt euch bei eurer Naturfreunde-Arbeit nicht beirren, diese gewaltige Kulturarbeit darf nicht stocken, selbst nicht dann, wenn Pazifisten und Melancholiker diese Tätigkeit als politisch bezeichnen. Unsere trotz aller Ideale realistisch eingestellte Kampfbewegung muß in der heutigen Zeit notgedrungener Weise politische Formen annehmen; wir haben keinen Grund, das zu leugnen. — Das Fazit meiner Betrachtungen ziehe ich nun, indem ich allen unseren Freunden zurufe: „Wäge der einzelne noch so fasziniert von seiner persönlichen Auffassung unseres Programms sein, wenn ihm seine, unsere Ideale heilig sein werden, dann wird er der abstrakten Träumerei entsagen und mit konsequenter Zielbewußtheit den Weg verfolgen. Nur wer das begreift, der hat den Sinn unserer Bewegung verstanden, der kann sich proletarischer Naturfreund nennen. Mit herzlichem „Berg frei!“ auf unseren Weg erhofft Euer
Verstehen

H. Kürschner, Wittenberg

Zwei Gedichte

Heimwärts

Du scheidende Sonne,
Du sterbender Tag,
Ich stehe und schaue
Und traure dir nach —
Und denk an die Stunden,
Die du mir gebracht,
An frohes Genießen,
Als du noch gelacht.
An innres Erleben
Im Waldesgrün.
Nun seh ich dich schelden — —
Fahr hin — — fahr hin.
Nun bist du entschunden,
Die Nacht bricht herein.
Leb wohl, Tag und Sonne!
Auch ich geh' nun heim.

Mensch höre!

Mensch höre! Die Nacht spricht zu dir:
Vom unendlich Großen!
Vom Uferlosen!
Vom Sternenmeer.
Von anderen Erden, —
Die noch im Werden, —
Die neu erstehen,
Und die vergehen
So weltentweit.
Die da wandern beflissen,
Durch Raum und Zeit, —
Und die nichts wissen
Vom Erdenleib.

Willy Kramer, Mühlhausen



Der eiszeitliche Mensch

Fortsetzung aus Nr. 4 d. Jg.

Nicht von sich allein heraus als reine Geistesarbeit ist der Kulturaufstieg gekommen, sondern durch äußere Umstände, die den Menschen zum verschärften Denken zwangen: durch Not und Gefahren, drohenden Untergang, durch verstärkten Kampf ums Dasein überhaupt, das alles anspornte zum — in diesem Falle — zum heiligen Selbsterhaltungstrieb.

Ich schilderte die Tertiärlandschaft an Hand der geologischen Befunde. Die damaligen Menschen lebten in diesen gesegneten Gefilden wie Kinder, ohne Sorgen für das Kommende, sie lebten wie der Vogel in der Luft, das Tier im Walde, sie lebten wie die Blume auf saftiger Wiese. Die Natur gab ihnen freiwillig, was sie für ihren Lebensunterhalt benötigten: Saftige Früchte, stärkehaltige Wurzeln, vielleicht aßen sie auch schon Herb- und Weichtiere; doch war der Tertiärmensch seiner Anlage nach (Gebiß, Darm) in der Hauptsache Vegetarier. Auch war der düstere, dumpfe, modrige Urwald nicht sein Aufenthaltsort, sondern der offene Waldgürtel, da jener ihn sonst unbedingt hätte wieder verkümmern lassen; das lehren uns die heute noch lebenden Kubus in den Urwäldern Sumatras, das lehren uns aber noch in verstärkterem Maße die Menschenaffen, die nach Klaatsch einen verunglückten Versuch der Natur zur Menschwerdung darstellen und sich darum wieder in den Schutz des Urwaldes zurückzogen.

Die Tertiärlandschaft also wird mit ihren genießbaren Gaben dem Menschen gegenüber gerade nicht geklagt haben, mithin fehlte der äußere Antrieb als Anreger zum verschärften Denken.

Mit E ist brauchte man sich nicht das zum Leben Notwendige zu erringen suchen, da die Nahrung sozusagen in den Mund hineinwuchs. Diese allererste Wirtschaftsphase der Menschheit nennen wir das Sammlertum. — Im Unterbewußtsein vieler heute noch lebender Naturvölker, auch in der mosaischen Schöpfungsmythe, spielt das „verlorene Paradies“ eine gewisse Rolle, die wir bei ernster Forscherarbeit auf keinen Fall übersehen dürfen. Sollte vielleicht gar das „paradiesische“ Leben im Tertiär in einem Winkel einer Gehirnganglie dieser Völker als unterbewußtes Ahnen haften geblieben sein? Selbst wir modernen Kulturmenschen haben uns noch nicht freimachen können von unseren Ahnen aus der Tertiärzeit. Ich erinnere an die vielen rudimentären Organe an unserem Körper, Rückbildungen, Ueberbleibsel, die einstmals von Wichtigkeit waren, heute aber, weil nicht mehr gebraucht, verkümmert sind. Ich erinnere weiter an das öftere Bohnenbaume-fallen im Bett beim Träumen; ähnlich ist's mit dem Nichtschwimmer, der ins Wasser fällt und dabei Kletterbewegungen macht. Das nur nebenbei. Freilich sagen wieder andere Forscher, daß das Leben des Tertiärmenschen noch weniger als trübselig gewesen wäre. Doch eine so entwicklungsschwangere Zeit wie die Tertiärzeit schließt eine so weitgehende und pessimistische Folgerung unbedingt aus. Durch jenes sorgenlose Dasein nur ist der lange Stillstand auf der ersten Kulturstufe zu verstehen; der hochdifferenzierte Homo sapiens wäre noch nicht auf der heutigen hohen Stufe, wenn nicht ein Etwas einstmals in sein Leben griff, das ungeahnte neue

Entwicklungs- und Wirtschaftsphasen auslöste. Hier haben wir den Schlüssel in der Hand: Das „paradiesische“ Leben änderte sich, als am Ende des Tertiärs das Klima kälter ward und die Erde sich vorbereitete für eine neue geologische Epoche: die Eiszeit!

Nicht katastrophenartig brach diese neue Zeit des Schnees, des Eises über die Nordhalbkugel, sondern ganz langsam, aber um so nachhaltiger. Alle Gebirge vergletscherten. Unaufhörlich kroch das nordische Binneneis gen Süden, mit schauerlichen Nebelarmen vor sich greifend, die sich zu vernichtendem Eis verdichteten, alles Leben vor sich hertrieb und alle Not, allen Jammer des Untergangs entfachte, daß der Kampf ums Dasein seine grenzenloseste Wut entfaltete. Noch blieben eisfreie Gebiete in Mitteleuropa, während weiter im Süden die Eiszeit sich durch starke Niederschläge bemerkbar machte; darum Diluvium = Sintflut, große Flut.

Flüchtend vor dem nordischen Binneneis, stauend vor den Alpengletschern engte sich das Leben auf kleinem Raum. Glückliche Lebewesen, die eine offene Brücke zum Süden und mit ihr ein neues Heim fanden. Währenddem würgte der Hunger im eisfreien Mitteleuropa. Wo einst blühende Gefilde sich weiteten, dehnten sich jetzt schauerliche Tundren-Moossteppen mit kümmerlichem Gesträuch, ähnlich der heutigen nord-sibirischen Tundralandschaft. Mammut, Rhinoceros, Höhlenbären*) und andere Riesen des Diluviums fristeten darin karglich ihr Dasein, nur die Raubtiere hielten vollgedeckte Tafel. — Mittendrin der Mensch! Die Not machte ihn zum Fleischfresser!

Der Tod lauerte überall zwischen dem Leben. Was das Eis nicht vernichtete, räumte der Hunger in zweifacher Gestalt auf. Und starben der Tiere viele aus, der Mensch blieb doch Sieger! Hier setzte der von der Natur aus waffenlose Mensch mit seinen vermehrten und differenzierten Gehirnganglien ein. Was die Sonne ihm versagte, gebar sein Geist: er fand den Prometheus-Funken, das Feuer, das ihn nicht nur vor der Kälte, den reißenden Tieren schützte und die Kost genießbarer machte, sondern das ihm erst den Kulturaufstieg brachte. Ohne Feuer kein Aufstieg! Die Zähmung der Flamme war die größte Entdeckung, die je Menschengestalt ersinnen konnte. Der eiszeitliche Mensch, allein unter den anderen Lebewesen, fühlte sich dadurch unabhängiger von den klimatischen Veränderungen der umgebenden Natur. War's am Rande der Gletscher der ver-

schiedenen Eisvorstöße, war's im Walde oder in der Steppe der wärmeren Zwischeneiszeiten: immer hat er sich zu behaupten gewußt. Aber ohne Feuer hätte er niemals die Eiszeit überstehen können, er wäre entweder vernichtet oder nach dem Süden verdrängt worden.

Damit war die Eiszeit der eigentliche Züchter der Menschheit. Sie räumte zuvörderst in furchtbarster Auslese mit allem Schwächlichen, Gebrechlichen, mit allem Krankhaften auf. Nur der Gesunde, der Kräftige konnte bestehen. Reine, wetterharte Gestalten wurden herangezüchtet. Und nochmals: Das Feuer, der vom Himmel heruntergeholte Funke, machte trotz alledem das Fortbestehen erst möglich. Das Schicksal Eis, so furchtbar es in seiner Auswirkung war, meisterte der Mensch mit Hilfe seines Geistes, ja es wurde zum Wohltäter.

Wie die Entdeckung des Feuers vor sich ging, nun, das wollen wir unserer Phantasie überlassen . . .

Die Auswirkungen der Eiszeit auf die Landschaft wollen wir für einen späteren Aufsatz dem Geologen vorbehalten, doch müssen wir immerhin für unsere prähistorischen Studien die Hauptabschnitte kennenlernen, denn sie sind für den Fachmann wichtig zur Einreihung der Kulturstufen.

Die Eiszeit umfaßt drei zeitlich auseinanderliegende Glazialzeiten = Zeiten verschiedener Eisvorstöße; dazwischen liegen zwei Interglazialzeiten = wärmere Zwischeneiszeiten, wo das Eis sich wieder nach Norden und in die Hochgebirgsregionen zurückzog. Das Alluvium, unsere Gegenwart, stellt schließlich nichts anderes dar als eine dritte wärmere Zwischeneiszeit.

I. Glazial	Eiszeit oder Diluvium	Quartär
1. Interglazial		
II. Glazial		
2. Interglazial		
III. Glazial		
3. Interglazial	Alluvium	

Das ist das Eiszeitschema der norddeutschen Geologen, abgelesen von den Deckenschottern und Flußterrassen. Pent allerdings unterscheidet in den Alpen vier Eisvorstöße und demnach drei Zwischeneiszeiten. Bayer-Wien stellt in seinem Biglazialismus das Verhältnis 2:1 auf.

Für uns kommt nur das norddeutsche Schema in Frage. Die deutschen altpaläolithischen Funde (Weimar, Markkleeberg usw.) fallen zeitlich in

*) Nach den neuesten Forschungen auch Pflanzenfresser.

das zweite Interglazial unseres Schemas, während die jungpaläolithischen Funde dem dritten Glazial angehören. —

Nach alledem war die Eiszeit nichts anderes als ein Pendeln des Eises von Norden nach Süden und wieder zurück. Zogen sich nach einem Eisvorstoß die Gletscher wieder nach Norden zurück, so zogen die arktischen Tiere dem Eise nach, während im eisfrei gewordenen Mitteleuropa sich wieder südlichere Tiere ansiedelten.

Der Mensch lebte nun während der ganzen Eiszeit, in Mitteleuropa, teils am Rande der Gletscher als Rentier- und Mammutjäger, wo er in Höhlen, Halbhöhlen und unter überhängenden Felsen Schutz vor den Unbilden der Witterung suchte, teils in der Steppe der wärmeren Zwischenzeiten als Jäger nach Pferd, Antilope usw., wo er zwar die obengenannten Vertiklichkeiten auch bewohnte, aber auch sogenannte Freiluftstationen = Mastplätze im freien Gelände.

Funde von jenen Menschen sind nun viele gemacht worden, teils Skelettreste von ihm selbst, teils Reste von seinen Mahlzeiten, in der Hauptsache aber seine Werkzeuge aus Stein und Knochen. Vom Ende der Eiszeit besitzen wir aus seinem Inventar künstlerisch ausgeführte Schnitzereien, Skulpturen, Gravüren und herrliche Felsmalereien. Letztere dienten kultischen Zwecken. In dem mystischen Hell Dunkel der Höhlen, angelehnt an diese Malereien, die teils einfarbig, teils bunt ausgeführt waren, suchte man durch Beschwören den Geist des Nahrungswildes aus der Ferne zu bannen.

Nomadenhaft durchstreiften die Horden das Land; ihre Heimat war nirgends und doch überall, so weit die Füße sie trugen und wo sie Nahrung für den dauernd hungrigen Magen fanden. —

Das klassische Gebiet der Vorgeschichtsforschung ist Frankreich. Hier haben die Forscher, besonders der Franzose Martillet, auf Grund der in den Höhlen verschieden überlagernden Kulturschichten und deren Inhalt an verschiedenartigen Werkzeugtypen, gelernt, eine Einteilung vom Älteren zum Jüngeren vorzunehmen und jede Kulturschicht mit Namen zu belegen, die von den typischsten Fundstellen abgeleitet wurden, so die ganzen Stufen vom Chelleen bis zum Magdalenien; freilich für den Laien trockene Namen, die ihm wenig zu besagen scheinen, die aber doch, genau wie in der Geologie die Formationskunde, für den Forscher von unschätzbarem Werte sind. In bezug auf deutsche Verhältnisse muß die Fachforschung allerdings neue Wege einschlagen, da das französische

Schema unseren Funden gegenüber nicht mehr haltbar geworden ist. —

Zuletzt möchte ich noch kurz auf die eiszeitlichen Menschenrassen in Mitteleuropa eingehen. Wir unterscheiden derer drei:

1. Homo Neandertalensis, einfach als Neandertaler bezeichnet, nach dem ersten wissenschaftlich bearbeiteten Funde aus dem Neandertal bei Düsseldorf. Eine ganze Anzahl von Fundstätten kennen wir von ihm. Mit einer südlichen Tierwelt war er vor der Eiszeit aus Afrika in Mitteleuropa eingewandert und führte hier die Herrschaft bis zum Mousterien. Kleinwüchsig, im Mittel 160 cm groß, von derber, untersehter Gestalt, hatte er noch viele tierische Merkmale in sich vereinigt: niedere, fliehende Stirn, mächtig ausladendes Hinterhauptbein, die ganze Gehirnkapsel lang, dann dicke Augenbrauenwülste, breite Naseneingangsöffnung, große runde Augenhöhlen, Prognathie der Zähne = Schiefzähigkeit, schnauzenartiges Vorspringen der Mundpartie, die Zahnkrone von auffallend kompliziertem Bau, pithekoïd, dann eine ausgesprochene Massigkeit des Unterkiefers mit fliehendem Kinn = fällt unten nach hinten schräg ab; die Gliedmaßen plump, in den Proportionen typisch menschlich: Arme sind kürzer als Beine, auffallend ist noch die stark gekrümmte Speiche (Radius). Seine Kultur war gegenüber den anderen Klassen am primitivsten, doch muß er wegen der vorzüglichen Ausbildung des Gehirnzentrums ein guter Jäger gewesen sein.

2. Homo aurignacensis, der Aurignac-Mensch. Er wanderte, von Osten kommend, während der Eiszeit in Mitteleuropa ein und kam bald mit dem Neandertaler in Berührung, den er entweder vernichtet oder aufgesogen hat; denn er entriß dem Neandertaler die Herrschaft, daß dieser bald aus der Menschheitsgeschichte verschwand. Der Aurignac-Mensch, als Dstrasse bezeichnet, war von schlanker Gestalt; seine Stirn hoch mit schöner Wölbung, das ganze Schädeldach sehr lang, schmal und hoch, das Gesicht an das eines modernen Europäers erinnernd; die Mundpartie orthognat (nicht schnauzenförmig vorspringend), gerades Kinn, nicht mehr fliehend, aber auch noch nicht gewölbt. Er stammt nicht etwa vom Neandertaler ab. Er vertrat eine neue verfeinerte Kultur. — In einer Höhle bei Kragina in Kroatien hat man aufgeschlagene und Feuer Spuren aufweisende Menschenknochen vom Neandertaler gefunden und neben diesen unversehrte vom Aurignac-Menschen: Eine Kannibalenmahlzeit, bei der jener den Leckerbissen gab.

3. Cro Magnon-Klasse. Sie soll durch Ber-

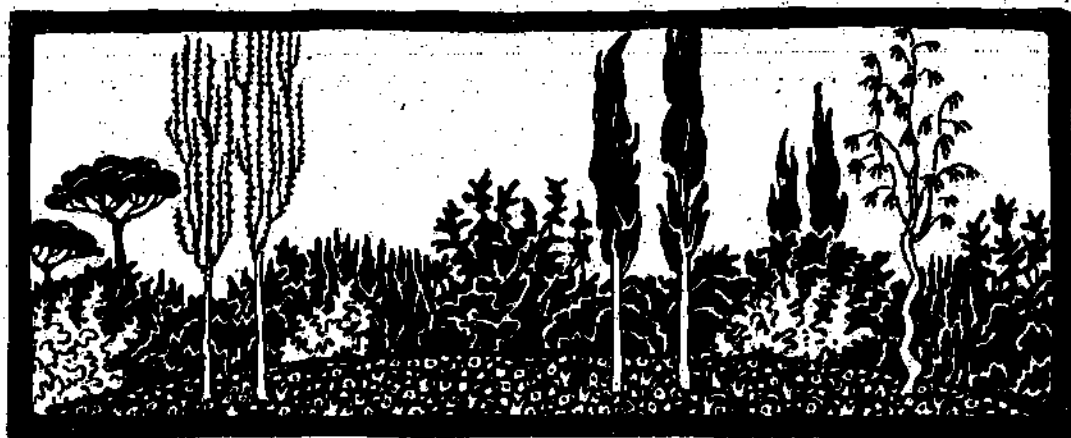
mischung von 2 mit 1 entstanden sein, ausgezeichnet durch bedeutende Körpergröße, 2 m und mehr. Nach Klaatsch vereinigen die Gliedmaßen „die derbe, kräftige Entfaltung des Neandertalers mit der feinen Ausarbeitung des Knochenreliefs der Aurignac-Masse“. Der Schädel hat wiederum Merkmale von beiden mit einem Sinn, das dem des heutigen Europäers sehr ähnelt. Diese Menschen vertreten die eiszeitliche Hochkultur, die im Magdalenien gipfelt.

Die beiden letzten Rassen beherrschten Mitteleuropa vom Aurignacien bis zum Ende der Eiszeit. Ihre nacheiszeitlichen Nachfolger sind bis

heute noch nicht einwandfrei festgestellt worden; man nimmt an, daß sie mit den Gletschern nach Norden gezogen sind. —

Jahrtausende sind seit jener Zeit vergangen. Zwar hatte die Eiszeit einen hohen Kulturaufstieg gebracht, aber auch das Phantom Hunger. In aufsteigender Linie entwickelte sich die Menschheit weiter, allerdings unterbrochen von Zeiten, die sie wieder zurückwarfen, wenn der durch die Herrschsucht einzelner entfachte Hunger durch die Lande zog, der nagende, fressende, zermürbende Hunger, der aufbäumende, schrankenerschmetzernde. . .

Bruno Brause, Gera



Wanderungen durch das Wiehengebirge

1. Von Schagen bis Behrte.

Wo der Dänabrücker Stichkanal bei dem Dorfe Schagen in den Mittellandkanal mündet, beginnt das Wiehengebirge, ein langgestreckter Höhenzug, dessen höchste Erhebungen etwas über 300 Meter betragen. In einer Länge von zirka 80 Kilometern zieht es sich in südöstlicher Richtung bis zum Porta Westfalica, dem Weserdurchbruch bei Minden hin. Das Hauptgestein des Gebirges bildet die Juraformation in allen drei Abarten, und zwar besitzt der untere oder schwarze Jura (Lias) seine größte Verbreitung am Südfuß des Gebirges, während der mittlere oder braune Jura (Dogger) den Hauptkamm desselben bildet. Der weiße Jura (Malm) ist dagegen am Nordfuß zu finden. Die sanft geschwungenen Höhen sind schön bewaldet. Im Osten herrscht der Laubwald, im Westen das Nadelholz vor. Gewiß, der Hochgebirgstourist wird wohl mit Verachtung auf das kleine Gebirge herabsehen. Aber auf den minder anspruchsvollen Wanderer werden die stillen Waldungen, die düsteren und ernsten Moore, die dem Ge-

birge nördlich vorgelagert sind, die uralten Steingräber, Zeugen aus längst vergangenen Zeiten, die den ganzen Nordwesten des Gebirges umziehen, ihren Eindruck nicht verfehlen.

Ein herrlicher Sonntagmorgen war es, der uns von der Haltestelle Achmer, wohin uns der Zug gebracht hatte, zunächst in östlicher Richtung auf einer Fahrstraße weiterführte. Bald überschritten wir die Hase. Rechts und links erfreuten grüne Wiesen das Auge, vom Stich- und Mittellandkanal begrenzt. Die Umgegend schien so recht ein Jagdgebiet für Freund Adobar zu sein. Denn mit mehreren seiner Stammesgenossen stelzte er in dem nassen Grase umher, nach Beute suchend. Zur Rechten taucht ein wild umbuschter Mauerrest mitten im Wiesengelände auf. Es sind die Ueberreste der sogenannten Wittelindsburg in Schagen. Der Sage nach soll sie eine Besizung Wittelinds gewesen sein; hier und in seinen anderen Burgen habe der Herzog vor seinen Verfolgern Zuflucht gefunden, indem er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt unterschlagen ließ und so die Feinde

täuschte. Unlöslich ist der Name dieses alten Sachsenheros mit dem Wiehengebirge verbunden und Sage über Sage ist gerade an dieses Gebirge über ihn geknüpft. Anderer Ueberlieferung nach soll die Burg im 13. Jahrhundert von einer Familie von Schagen erbaut sein, in deren Besitz sie dann bis 1424 verblieb.

Bald hatten wir den Wald erreicht. Bergan ging es die Penter Egge hinan (120 Meter). Doch bald verläßt der Kammweg den Wald wieder, um vorerst noch einen Bogen um das Gelände zu machen. An alten niedersächsischen Bauernhöfen geht es vorbei. Diese niederdeutsche Bauart ist hauptsächlich in Westfalen, Hannover, Braunschweig, Waldeck, Schaumburg-Lippe und Oldenburg verbreitet. Geschlossene Dörfer gibt es weniger, vielmehr liegen die Bauernhöfe vereinzelt, von stattlichen Aeckern und Wiesen umgeben, im Schatten alter Eichenkämpen. Wo ein niedersächsischer Bauer den von Vätern und Urvätern ererbten Boden bebaut, finden wir den breit hingelagerten Bau, der unter dem mächtigen Strohdach für Mensch und Vieh eine warme trauliche Stätte bereithält. Ursprünglich bestanden die Häuser nur aus der Diele und dem hohen, fast zur Erde reichenden Dach, welches auf Ständern ruhte. Später erhielten die Dachpfosten feste Unterlagen; die Balken bekamen Stützen und wurden durch Sparren verbunden. Erst jetzt trat dann die Abtrennung in einzelne Räume ein. Vor dem wohnten Menschen und Vieh einträchtig zusammen. Durch das große Einfahrtstor treten wir auf die geräumige Diele, an der rechts und links die Stände für das Vieh sich befinden und die Feldgeräte sauber gepuht an den Wänden hängen. Auf der Diele spielt sich die Hochzeit ab. Von der Diele tritt der Verstorbene seinen letzten Gang an. Im Hintergrunde der Diele befindet sich die Küche mit dem Herde, um den herum sich das bäuerliche Leben abspielt. Auf dem Herde brennt das offene Feuer. Am Herde selbst ist die sogenannte „Wendfufe“ befestigt. Das ist ein Pfahl mit Zapfen, der dazu diente, schwere Töpfe vom Feuer bis zum Tische zu bringen, wo gegessen wurde. An der Wendfufe hängt das „Hahl“, der Kesselhaken mit dem Kessel. Ueber dem Herdefeuer befindet sich der sogenannte „Wausen“ oder Rauchabzug. In seinem Rauche werden gleichzeitig die Fleisch- und Wurstwaren geräuchert. Neben der Küche befinden sich die Wohnräume, die Döngzen oder Dönsen. Der Boden, ein zweites Stockwerk gibt es nicht, vielmehr sind sämtliche Häuser einstöckig, birgt die gesamten Ernte- und

Futtervorräte. Das niedersächsische Bauernhaus trägt heute noch vielfach sein uraltes Wahrzeichen, die holzgeschnittenen schrägstehenden Pferdeköpfe. Den Hauseingang umrahmen mächtige Eichenbalken, welche in den buntesten Farben bemalt sind und Figuren, wie Herz, Kreuz, Anker oder Blumen, zeigen. Der obere Querbalken trägt die Namen des Erbauers und seiner Frau nebst der Jahreszahl. Als Krone des ganzen prangt der Hauspruch, der von dem frommen Sinne oder schalkhaften Humor seiner Bewohner oft ein höchst erbauliches Zeugnis ablegt. Von der Höhe der Penter Egge genossen wir eine hübsche Aussicht. Drüben in der Haseniederung das freundliche Bramsche und weiter schweift der Blick über große Heide- und Moorflächen; denn hier tritt die nordwestliche Heide- und Moorlandschaft in ihr Recht. Nordöstlich liegt das Wittefeld, auf dem der Volksage nach der letzte Kampf zwischen Wittekind und Karl dem Großen stattgefunden haben soll.

In sanfter Steigung führte uns nun der Kammweg weiter über die Schleptrupper Egge bis zu der Senke, durch die die Straße Wallenhorst-Engter führt. Jenseits der Straße im anstoßenden Walde finden sich wiederum Reste einer alten Wallbefestigung, der Wittekindsburg Frankensundern. Der Kammweg zieht östlich weiter über die Uptruper und Jeker Egge.

Doch wir strebten auf der Straße dem Orte Engter entgegen, dessen schlanker Kirchturm schon von weitem grüßte. Bald darauf hatten wir den Ort erreicht. Auf der Bördener Landstraße ging es weiter. Auf hoher Eisenbrücke überquerten wir den Mittellandkanal, der parallel zum Gebirge bis zur Porta daselbe begleitet. Ein Schlepptzug, der gerade vorüberfuhr, fesselte für einige Zeit unsere Aufmerksamkeit. Inzwischen war der Wagen rebellisch geworden. So wurde denn vor einem ziemlich verfallenen Kotten (Bauernhaus) Rast gemacht und bald entströmten unseren Kochern die verheißendsten Gerüche.

Auf dem sogenannten Lutterdamm, jener alten Fahrstraße, die Bramsche mit Lutter durch das dem Wiehengebirge nördlich vorgelagerte Große Moor verbindet, strebten wir Barenaue entgegen. Diese alte Straße war in früheren Zeiten eine sehr wichtige Handels- und Heerstraße, die schon von den Römern viel benutzt wurde. Streckenweise zieht sie durch Föhrenwald, um dann wieder mit Heide und Moor abzuwechseln. Doch für den Naturfreund ist es nichts, immer seinen vorgezeichneten Weg zu gehen, er will Kreuz und quer ziehen, wie es ihm am liebsten gefällt.

Auf ungepflegtem, hier viele Meter breitem, dort wieder engem, sandverwehtem Heideweg geht's hinein in das weite, weite Land. Längst ist das rote Leuchten der Kiefernstämme am Waldessaum hinter uns verblichen. Ueber uns ein klarblauer Himmel, vor uns Kilometerweit die flimmernde Pracht des Heidekrautes *Calluna vulgaris*), dessen Blütezeit um diese Zeit beginnt. Kilometerweit erscheint das sonst braungrüne Land in ein herrliches Rosenrot getaucht zu sein und über dem die brodelnde Augustsonne. Unwillkürlich wird man an die Worte des Dichters erinnert:

Ein weites Land, ein ebenes Land
Ist meine heimische Heide,
Der fernanstrebende Hügelrand
Ist die einzige Falte im Kleide.

Kein schroffer Fels steigt zum Himmel empor
Und zwingt zu bewunderndem Staunen,
Kein Gießbach schäumt aus den Schluchten hervor,
Waldmärchen ins Ohr dir zu raunen.

Und doch, wenn im Osten der Morgen graut
Und strahlend sich rötet der Himmel,
Wie webt es heimlich im Heidekraut,
Wie regt sich's im frohen Gewimmel!

Und streift erst der Sonne goldiger Strahl
Der tauigen Erika Glocken,
Schau, wie er hervor mit einem Mal
Weiß Lust und Leben zu locken!

(August Freudenthal.)

Dann tauchen die ersten Birken auf. Sandbirken sind's, ihr schwarz-weiß gefärbter Stamm ist vom Heidewind etwas seitlich verbogen. Neue Birkenreihen, neue Heidewellen. Plötzlich wechselt der Boden seine Farbe, er wird ginstergrün. Eine Ginsterkolonie; ringsum fließt die Heide. Sie kämpft hier mit dem Ginster um den Boden. Im März und April ist die Zeit der Ginster- oder Pflaumenkrautblüte. Dann leuchtet in reinem, tiefgesättigtem Gelb das Land in aller-Himmelsrichtungen auf. Fünf verschiedene Verwandte der Pflaumenkrautfamilie sind es, die dann im Hochzeitskleide erscheinen. Am häufigsten ist der kleine haarige Ginster (*Genista pilosa*) vertreten. Dort, wo die *Calluna*-Heide in Wald übergeht, macht dieser struppige Strauch seinem größeren Bruder, dem stolzen geschmeidigen Färberginster (*Genista tinctoria*) Platz. In manchen Teilen der Heide rührt wiederum das Gelb vom englischen Ginster (*Genista anglica*) her. Er bildet einen wahren Fluch für den Heidekolonisten, da diese dornenbewehrte Pflanze wegen der Zähligkeit ihrer Wurzelstöcke kaum

umzubringen ist. Dann ist es wieder der Stechginster (*Ulex europaeus*), der immer farbiges Leben in die Landschaft bringt. Den feuchten, moorigen Boden liebend, erstreut er das Auge von Ende Mai bis hoch in den Herbst hinein mit seiner Blütenpracht. An anderer Stelle streben die rutenförmigen Zweige des Besenstrauches oder Besenginsters (*Sarothamus scoparius*) in die Höhe, mächtige Hecken bildend, so daß man sich oft streckenweise durch die billardtuchgrüne Wildnis arbeiten muß.

An einigen Zwergkiefern geht's vorbei. Da! ein Flügelschlagen und Flattern, ein aufgeregtes Volk Rebhühner fliegt vom Boden auf, eiligt das Weite suchend. Eine Weile später öffnet sich vor unseren Augen eine Mulde, in feierlichem Erdbeerrot prägnant. An manchen Stellen tritt der schwarzbraune Boden zutage, auf dem struppige Büsche des weißköpfigen Wollgrases oder spitze Rutenbündel einer steifgrünen Binse sitzen.

Es ist eine Heidemoor und was so erdbeerrot in ihm leuchtet, das ist die Glocken- oder Moorheide (*Erika tetralix*). Denn dort, wo der Boden selbst der *Calluna* zu sumpfig wird, da hat sich ihre schwächere Verwandte ihr Domizil aufgeschlagen. In der blütenlosen Jahreszeit würde man den Wechsel gar nicht merken, denn sie ähnelt sich sehr der *Calluna*-Heide. Erst von Juni ab, wenn die Glockenheide ans Blühen geht, merkt man den Unterschied schon deutlicher. Aber nicht immer ist das Heidemoor ganz gleichmäßig. Manchmal gähnen uns aus seinem Bauche tiefe Löcher entgegen. Da ist Torf gestochen worden. Meterhoch stehen am Rande die schwarzen Brocken aufgeschichtet, um im glühenden Sonnenbrand zu trocknen. Dann wird die Gegend wieder stiller. Die Heide wird immer niedriger. Ein Trocantal kommt in die Landschaft herein. In ihm wächst nicht einmal mehr Heidekraut. Nur einige Büsche eines stumpfgrünen Grases fristen hier ihr kärgliches Dasein.

Aber dort drüben steigt ein dunkelgrünes Etwas aus dem Boden. Beim Näherkommen ist es als Wacholderbüsche zu erkennen, von der heißen trockenen Augustsonne umleckt. Nicht immer stehen sie so lebendig da. Zu anderen Zeiten, wenn die grelle Sonne fehlt, wenn die Heide schwermütig daliegt, dann scheinen sie versteinert, schwarz, drohend zu sein. Aus ihren stacheligen Zweigen leuchten jetzt die schwarzblauen Beeren, ein beliebtes Küchengewürz.

So geht es Kilometerweit. Manchmal blüht ein Moortümpel auf. In seinem dunklen Wasser

spiegeln sich Wacholderbäume oder eine sturmzerkaute Birke hält an seinem Rande Wacht. In der Ferne leuchtet ein Moor auf, von blühender Glockenheide umgeben. Dann wieder das Meer der Calluna. Und ganz drüben grüßen stattliche Kornfelder, rote Dächer leuchten herüber. Hinter ihnen schließen die Dammerberge im Oldenburgischen den Blick ab.



Ganz weit vor uns ein Reh, das einen Spaziergang in die Heide unternommen hat. Sekundenlang steht es verhoffend, uns scharf anäugend, um dann wieder in tollen Sprüngen weiterzueilen.

Allmählich rückt im Süden der Wald wieder näher heran. Es ist der dem Wiehengebirge nördlich vorgelagerte Kalkrieserberg. Und der weiße Turm, der dort aus den Bäumen hervorschimmert, muß Alt-Barenaue sein. Nun leb wohl, du stille Heide!...

Kurz darauf standen wir vor der alten Moorburg. Rings von einem mit tiefdunklem Wasser angefüllten Burggraben umzogen, liegt sie auf einer in das Große Moor vorspringenden Landzunge, die mit dem Lutterdamm durch einen Seitenweg verbunden ist. Eine zerfallene Steinbrücke an der nordwestlichen Seite führt zu einem wappengeschmückten Burgtor. Eine lateinische Inschrift über dem Torbogen berichtet, daß 1689 dieser Bau an Stelle einer durch Feuer zerstörten älteren Burg errichtet worden sei. Von ihm ist aber jetzt nur noch die Kapelle mit Glockenturm erhalten, die jetzt zu Wirtschaftszwecken benutzt wird. Seit dem 13. Jahrhundert ist sie im Besitz einer Familie von Bar, die aus Italien stammt. Als die alte Burg nicht mehr zu bewohnen war, wurde im vorigen Jahrhundert an der Straße Engter - Benne unweit dem alten ein neues Gebäude, das Gut Neu-Barenaue aufgeführt.

Die Römerzeit sah hier römische Legionen vorüberziehen, die sich die vorgelagerten Moore durch Bohlenwege, die sogenannten pontes longi, gangbar machten. Die vielen römischen Gold- und Silbermünzen, darunter auch zwei Goldstücke des Kaisers Augustus, die hier und in der Umgebung gefunden worden sind, lassen darauf schließen, daß sich bis hierher die Kriegszüge des Varus oder Germanicus (9 bzw. 15 n. Chr.) ausgedehnt haben.

Doch die Zeit drängte, durch Dorf Barenaue ziehend, gelangten wir zum Mittellandkanal. An ihm entlang ging es bis kurz vor Benne, welches etwas abseits des Kanals liegt. Hinter Benne erreichten wir wieder den Kammtweg, der uns nun in südlicher Richtung an Gut Borgwedde vorbei weiterführte. Bald darauf standen wir vor dem berühmten „Süntelstein“, der inmitten eines Findlingsfeldes steht. Es ist ein etwa 4 Meter hoher Granitblock, der in zungenförmiger Gestalt aus der Erde emporragt. Seine beiden breiten Seiten sind nach Norden und Süden, die Schmalseiten nach Osten und Westen gerichtet. Ueber den Ursprung und die Bedeutung dieses eratischen Steinblockes sind verschiedene Darstellungen vorhanden. Man hat ihn als religiöses Heiligtum (Süntel- oder Sonnenstein), als astronomisches Zeichen wegen seiner Richtung nach den Himmelsgegenden, als Grenzmal germanischer Völkerstämme oder als Sieges- und Erinnerungszeichen (Varusschlacht?) erklären wollen. Andere erkennen in ihm einen heidnischen Opferaltar, den die christlichen Sendboten als Sinnbild des Triumphes über das Heidentum hochrichten ließen. Nach einer Sage wollte der Teufel diesen riesigen Block, den er an einer Kette auf dem Rücken befestigt hatte, über den Berg schleppen, um mit ihm die Tür der Kirche zu Benne zu versperren. Von der Sonne überrascht, habe er dann nahe unter dem Bergkamm wutentbrannt den schweren Stein in die Erde gestoßen. An den Rissen im oberen Teile seien noch die Spuren der Kette zu erkennen und die Mulde der nördlichen Seite zeige die Stellen an, wo der Granit bei der Berührung mit dem



glühenden Rücken des Teufels geschmolzen sei. Jeden Morgen beim ersten Strahle der Sonne drehe sich seitdem der Teufelsfelsen dreimal um seine Achse.

Und wenn er so in der Sage mit dem Teufel und seinem höllischen Treiben in Zusammen-

hang gebracht wird, so liegt dem gewiß dieselbe Bedeutung zugrunde wie bei allen anderen derartigen Umhüllungen von Dertlichkeiten und Gegenständen. Es müssen auch dort Vorgänge heidnischen Kults stattgefunden haben, die seinen Berruf nach sich zogen. Wenn nach älteren Nachrichten der Süntelstein von einem Ring kleinerer Steinblöcke umgeben gewesen ist, so liegt hier die Vermutung nahe, daß er in vorchristlicher Zeit als „Kalenderstein“ oder als „Himmelsuhr“, wie diese wissenschaftlich benannt werden, gedient haben mag, sie dienten unseren Vorfahren dazu, die heidnischen Feste nach dem jeweiligen Stande der Gestirne festzustellen. Derartige Steinsetzungen findet man noch jetzt in mehr oder weniger erhaltenem Zustande im ganzen Norden Deutschlands und in Fortsetzung bis in den Norden Frankreichs und auf den britischen Inseln. Das bekannteste und in der vorgeschichtlichen Zeit am ausgiebigsten behandelte Denkmal sind die gewaltigen Steinsetzungen in Stoneheng im Süden Englands. Da eine Zeitmessung, wie wir sie in unseren Kalendern besitzen, in alter Zeit fehlte, so mußte man sich in anderer Weise über die genaue Wiederkehr gewisser Zeiten, im vorliegenden Falle über den Zeitpunkt des Eintritts der Sonnenwenden, an deren Tagen große Kultveranstaltungen stattfanden, verschaffen. Bestimmte Steine wurden so aufgestellt, daß sie an gewissen Tagen genau unter Sternbildern standen, von denen man wußte, daß sie sich in bestimmt gemessener Zeit vor der Sonnenwende am Himmelsgewölbe zeigten.

In nächster Nähe des Süntelsteins, zur Seite der Krietbläke, die ihren Namen nach dem von ihr durchbrochenen Kreidfels führt, liegen die „Teufelssteine“. Diese beiden Hüengräber werden im Volksmund „Teufelsbacktrog“ und „Teufelsbackofen“ genannt. Ersterer liegt auf einer Anhöhe in südlicher Richtung, der andere etwas weiter nördlich. Die Beziehung, in die sie der Volksmund zum Bösen bringt, läßt darauf schließen, daß neben der Bestimmung der Steine als Gräber der Großen des Volkes auf ihn und doch in ihrer Nähe heidnische Kultveranstaltungen stattgefunden haben müssen. War es doch Brauch der christlichen Sendboten, den Neubekehrten die Stätten ihrer früheren heidnischen Anbetung dadurch abwendig zu machen, daß sie dieselben durch Verbindung mit dem „Gott sei bei uns“ in Berruf zu bringen suchten. Der Sage nach waren die beiden Hüengräber gemeinsames Eigentum zweier Riesen. Von ihr

hatte der eine seinen Wohnsitz auf dem weitentfernten Haldemer Berge, südlich vom Dümmer See gelegen, aufgeschlagen, während der andere auf der Behrter Egge hauste. Beim Brotbacken benutzten beide den gleichen Teigschräpper, welchen sie sich gegenseitig zuwarfen.

Weiter durch summanden Wald ging es nun, bis vor uns rote Dächer, im Abendschein sich spiegelnd, auftauchten. Behrte, unser heutiges Ziel, war erreicht.

2. Von Behrte bis zur Ruine Limberg.

Von Behrte aus den Kammweg weiter zu verfolgen, das war unser Bestreben. An einer Schwarzkreidegrube kamen wir zunächst vorbei. Hier liegt nämlich der Lias dicht an der Oberfläche, so daß er noch im Tagebau gewonnen werden kann. Der so abgebaute Lias wird in einer Mühle in Behrte gemahlen und findet als Zusatz für Malerfarben Verwendung.

Wir verließen nun den Kammweg und stiegen in nordöstlicher Richtung über die Behrter Egge hinunter zu den Darpvener Steinen, drei mächtigen Hüengräbern, die zu beiden Seiten der Landstraße Borgwedd—Darpvennefelsen liegen. Stammend steht der Wanderer vor diesen seltsamen Steinbauten vorzeitlicher Geschlechter, unter denen mächtige Stammesfürsten und Häuptlinge nebst Familienangehörigen ihre letzte Ruhestätte fanden. Meist treten diese Hüengräber als Einzelkammern oder Reihengräber auf. Erstere bestehen aus den seitlichen Trägersteinen. Auf ihnen ruhen die mächtigen Decksteine, Steinkolosse, die oft Hunderte von Zentnern wiegen. Mehrere aneinandergereihte Einzelkammern bilden ein Reihengrab, die im Dönabrücker Lande vorherrschende Form. Die letzten Kammern an den beiden Enden des Grabes (Richtung Osten-Westen) endigen meistens in einem Schlußstein, während sich auch zuweilen an der Südseite dieser Gräber besondere Eingangssteine, ebenfalls aus Trägern mit daraufliegenden Decksteinen bestehend, befinden. In den Kammern wurden in der älteren Steinzeit die Leichen der Verstorbenen bestattet. Später, als diese verbrannt wurden, kamen die Ueberreste nebst Beigaben von Steinbeilen, Messern und Pfeilspitzen aus Feuerstein sowie Schmuckgegenständen in reichverzierten Urnen, die dann in den Steingräbern beigeseht wurden.

Von den Hüengräbern schlugen wir nun in südöstlicher Richtung einen Feldweg nach Osterkappel ein. An der Krebsburger Mühle über-

querten wir wieder den Gebirgskamm, der im Kapellenberg und Kalvarienberg weiterzieht. Von letzterem, auf dem 14 Kreuzwegstationen errichtet sind, hat der Wanderer einen prachtvollen Blick über die Ebene bis zum Dämmer See hin. Nahe vor ihm schlängelt sich das silberne Band des Mittellandkanals durch die grünen Auen und dunklen Wälder. Die blauen Hügelreihen des Wiehengebirges begrenzen das schöne Bild.

Osterkappeln ist ein Flecken von zirka 1200 Einwohnern. Mitten im Orte steht die stattliche katholische Kirche. Ursprünglich stand an ihrer Stelle eine uralte romanische Kirche, die von Karl dem Großen errichtet gewesen sein soll. Nachdem wir im Orte unseren Proviant ergänzt hatten, erklimmen wir abermals bei der Leckermühle das Gebirge, welches hier in den Delinger-, Stirper- und Wehrendorfer Berg gipfelt. Letzterer auch Westerberg genannt, erreicht eine Höhe von 153 Metern.

Jenseits der Straße Schleddehausen—Bohnte führte uns der prachtvolle Waldweg über den Osterberg ins Gebiet der Essener Berge (Sonnenbrink und Born), die eine Höhe von fast 200 Metern erreichen. Vom Aussichtsturm auf den Sonnenbrink lohnt ein schöner Ausblick den Aufstieg. Kulissenartig ziehen sich die waldbedeckten Berghänge zur vorgelagerten Ebene hinab. Mitten im Grün taucht Bad Essen am Eingang des ihm vorgelagerten Quertals mit seinen roten Dächern und seinem alten Kirchturm auf. Weiter blickt das Auge zu der hinter dem Orte sich dehrenden fruchtbaren Ebene mit ihren zahlreichen Dörfern, Schlössern und Waldstücken inmitten grüner Wiesen und wogender Kornfelder. Fern am Horizont grüßen die Hügelreihen der Stemmer und Dammer Berge in blauen Dunst gehüllt. Durch den dunkelnden Wald ging es nun rasch vorwärts. Gegen 9½ Uhr war Essen erreicht, wo wir in der Turnhalle eine Bleibe fanden. Die Solquelle Essen wird schon im 12. Jahrhundert erwähnt und wird als Sommerfrische viel benutzt. Idyllisch ist auch die alte Mühle am Eingang des Dorfes gelegen. Eine Perle der Umgebung bildet die Burg Wittlage sowie Haus Buddemühlen mit der uralten Wehrendorfer Eibe.

Am andern Morgen wanderten wir durch das noch in beschaulicher Ruhe daliegende Dorf zum Born hinauf, um den Kammweg südöstlich weiter zu verfolgen. Schöne Waldwege sind es, die uns durch das Gebiet des Wester-Oster- und Limmerberges führten. An einer Wegkreuzung hatten wir einen prächtigen Ausblick auf die

von der Diedrichsburg gekrönten Meller Berge. Beim Limmerberge macht das Wiehengebirge einen tiefen Einschnitt, das sogenannte „Kalbsief“, welches von der Hunte, die am Moselberge bei Ostenwalde entspringt, um dann bei Etsfleth in die Weser zu münden, durchflossen wird. Jenseits dieser Senke steigt das Gebirge bald wieder hinan, um sich bis zum Tale der Großen Aue im Kleinen und Großen Kellenberge, Nonnenstein (274 Meter) und Maschberg fortzusetzen.

Wir stiegen jedoch im Hunteetal hinab nach dem Dörfchen Barkhausen, um das nordöstliche Vorgebirge (Eselberg, Schwarzer Brink, Egge, Limberg), welches durch ein breites Tal mit den Ortschaften Büscherheide, Eining- und Börninghausen, vom Hauptkamm getrennt wird. Vom Schwarzen Brink über die Egge zum Limberg, das ist so ein Gang durch verschwiegene Waldespracht! Das hellere Grün des Laubwaldes vermischt sich stimmungsvoll mit dem dunkleren des Nadelwaldes. Zuweilen führt der Kammweg als ganz schmaler, grasüberwucherter Pfad weiter. Manchmal bilden die Laubhölzer ein so dichtes Blätterdach, daß der Weg in Halbdunkel gehüllt ist. So geht es stundenlang. Als wir auf eine Lichtung herausstraten, grüßte zur Rechten das Dorf Börninghausen, hinter ihm steigt der turmgeschmückte Nonnenstein auf. Und weiter schweift vor uns der Blick über die Lübbecker Berge bis nach Minden!

Noch eine Stunde Wanderung und vor uns steigt auf steiler Anhöhe ein uralter, zerbröckelnder Turm und eisenumspinnene Mauern auf! Es ist Ruine Limberg. Auch um sie spinnen sich die grauen Fäden der Sage, soll sie doch im Besitze Wittelkinds gewesen sein. Und nach der „Wilkinasage“ erlebte der Held Dietrich von Bern, der auf seinen Abenteuerfahrten auch ins Wiehengebirge kam, am Limberg einen Drachen und im entfernten Kiemsloher Walde einen Elefanten mit Hilfe des Riesen Fasolt, dessen Bruder Erle er im Kampfe getötet hatte. Die Geschichte erzählt jedoch, daß die Burg im Besitze der Grafen von Ravensberg seit Anfang des 14. Jahrhunderts war, um nach dem Aussterben derselben an die Herzöge von Füllich und 1609 an Brandenburg zu fallen. Seitdem geriet die Burg in Verfall, ihr Turm diente jedoch noch eine Zeit lang als Gefängnis. Durch rauschenden Buchenwald gingen wir zur Holzhauser Schlucht, die von der Großen Aue durchflossen wird, hinunter.

(Fortsetzung folgt)

Willy Ulrich, Almenau, zurzeit Mannheim



Zwei Gedichte

Traum

Ringsumher Ruhe. Heilige Ruhe.
Kein Hauch und kein Laut, der die Stille durchbricht,
Kein emsiges Hasten. Kein lautes Getöse.

Da steigt es mir auf vor dem inn'ren Gesicht.

Schattenhaft schleichend, Formen annehmend.
Und langsam und deutlicher sich's dann erbaut.
Das Blut fließt wie Blei, und drückend und lähmend
So liegt auf dem Geist, was das Auge erschaut.

Düsteres Schweigen. Zammernde Hände
Sich recken aus trostloser, nächtiger Pein,
Erlösung verlangend: „Hilf, Herr, und wende
Nicht ab dich vom qualvollen, irdischen Sein!“

„Sie, wie wir hungern! Sieh, wie wir darben!
Die täglich doch ringen in härtester Fron;
Erarbeiten, ernten für andre die Garben;
Uns hungert und dürstet nach göttlichem Lohn!“

Drimmen im Herzen wogt es und sauft's;
Und fordert's mit Macht, den Gesetzen zum Hohn:
„Zum Lichte! Zur Sonne!“ So donnert's und
brauft's:

„Lebendiges Leben dem irdischen Sohn!“

Grossend und donnernd flammt es von droben:
„O, welch ein verzagtes und feiges Geschlecht!
Erfüllung und Hilfe kommt nie euch von oben.
Erkämpft und erstreitet euch selbst euer Recht!“

Hell ward's um mich. Der Wahn war ge-
schwunden.

Doch flammend noch stand mir's vorn innern
Gesicht:

„Erkämpft Euch die Sonne! Ihr von da unten!
Empor zur Sonne! Empor zum Licht!“

Hermann Böhme, Dessau

Wie lange noch?

Wir schufteten von morgens bis spät in die Nacht.
Wir hungern und haben das Tagewerk vollbracht.
Für was? Für was?

Sie liegen auf weichem, auf seidnem Pfühl.
Und selbst das Gellege wird ihnen zuviel.
Wie lange noch? Wie lange noch?

Und unsere Frauen? Zerquält, ohne Geld
Suchen sich mühsam Lehren vom Feld.
Warum? Warum?

Und ihre? In langem und teurem Gewand
Verschleudern sie's Geld gegen kostbaren Land.
Wie lange noch? Wie lange noch?

Und unsere Kinder? Verhärmt, ohne Hemd,
Sie hungern und frieren. Verkrüppelt, gelähmt.
Warum? Warum?

Und ihre? Mit Reitpferd und Spielzeug so viel,
Sie füttern die Hunde mit Kuchen im Spiel!
Wie lange noch? Wie lange noch?

Solange bekämpft der Bruder den Freund,
Solange uns nicht die Erlösung erscheint.
Darum! Darum!

Solange kann saufen und prassen die Brut.
Proleten bezahlen's mit Seele und Blut.
Solange noch! Solange noch!

Doch wenn wir erst einig, mit ganzer Kraft
Zusammenballen des Volkes Macht,
Ja dann! Ja dann!

Dann ist es aus mit dem Saufen und Prassen.
Dann wird schon die Erde das Himmelreich fassen.
Dann ist's erreicht!

Carl Nagel jun., Dessau

Süßenborn — Taubach — Ehringsdorf

Taubach und Ehringsdorf, beide Dörfer südöstlich von Weimar gelegen und beide Dörfer berühmt und bekannt durch ihre Steinbrüche und die darin gemachten vorgeschichtlichen Funde.

Zunächst begeben wir uns in einen Steinbruch unweit der Weimar—Jenaer Bahnlinie unweit des Dorfes, der zwar nichts mit „Taubach“ zu tun hat, der uns aber zur Einführung dienen soll. Wir sehen zunächst eine Menge wagerecht verlaufender Schichten, bald steinharte sogenannte „Berkbänke“ darstellend, bald aus Ton, Letten und Mergel bestehend, bald meterdick, bald papierdünn. Sie sind entstanden durch Absätze in einem Weltmeer, welches zur Muschelkalzperiode hier wogte. Das beweisen die eingeschlossenen Bersteinungen. Das von den Zuflüssen dem Meere jeweils zugeführte Material und verschiedene andere Umstände verursachten den unterschiedlichen Schichtenaufbau. Eine verhältnismäßig geringe Tiefe ließ auch den Meeresboden nicht zur Ruhe kommen, wozu die selten vollständig erhaltenen Bersteinungen ihre eigene Sprache reden. Das Wertvollste für unsere Betrachtung aber ist die Aufwölbung der Schichten an einer Stelle zu einer Art Quetschfalte. Und wir wissen, das wir uns am Rande einer Grabenbildung befinden. Solcher Graben entsteht, indem Erdschollen, in Form eines mächtigen Keilstückes, gegeneinander absinken, während von einem „Horst“ die Rede ist bei Emporheben solcher Erdschollen (Thüringer Wald). Am gegenüberliegenden Hange, unterhalb des Hainturms, sind die auf dem Muschelkalk aufliegenden Keuperschichten in viel tieferen Lagen zu beobachten. Es hat also hier eine Umwälzung stattgefunden.

Mit dieser Erkenntnis betreten wir den unscheinbaren Bruch am Eingang des Dorfes Taubach. Wir gewahren auch hier eine mächtige Steinschicht, über- und unterlagert, ja sogar durchbrochen von weicheeren, sandigen Schichten, sogen. Travertinen. Bei Entstehung dieser Ablagerungen, welche auch in Ehringsdorf und im südöstlichen Stadtteile Weimars in großer Ausdehnung vorkommen, haben wir uns folgendes Bild vor Augen zu halten: Die nahen Kalkgebirge lieferten reichliche kalkhaltige Sickerwässer, die durch die Umwälzung entstandenen Risse und Spalten als Quellen zutage traten und eine Sumpflandschaft mit offenen Wassertümpeln bildeten. Der Kalkgehalt schlug sich nieder und versinterte alles Tierische und Pflanzliche, was seinem Bereich

verfiel. Die Regenwässer schwenmten außerdem Holz, Laub und Früchte der Waldungen hinzu. Und so finden wir eine Flora eingebettet, ganz der heutigen ähnlich, was natürlich auch — gegenüber Süßenborn — auf ähnliche, also wärmere Klimaverhältnisse schließen läßt, die man einer Zwischeneiszeit zurechnet. Diesen Schluß läßt auch die Tierwelt zu, obgleich sie von der heute lebenden ein ganz abweichendes Bild aufweist. Jedenfalls war Waldregion vorherrschend. Da Klimaschwankungen im Schichtenaufbau im sogenannten Pariser (porös?) in Ehringsdorf wahrnehmbar sind, möchte ich nach reiflicher Erwägung die Frage, ob zweite oder dritte Zwischeneiszeit, ganz offen lassen. In der Tierwelt sind vorherrschend Altelefant (*El. anticus*), Auerochse, das wärmeliebende merckische Rhinoceros. Ferner Reh, Edelhirsch, Riesenhirsch, Wildpferd, Wildschwein, brauner Bär, Biber, Schneehase, Wildschwan, Wildente und verschiedenes mehr. Das merkwürdigste aber sind jene mit eingebetteten Feuersteinsplitter, die man als von Menschen benützte Werkzeuge erkannte und den alten Taubachjäger weltberühmt machten. Hatte man zunächst wirkliche menschliche Reste nur in Form von zwei Kinderzähnen und ein wenig Schädeldecke in den seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgebeuteten Brüchen gefunden, so entdeckte man während der Kriegsjahre in den weitaus mächtigeren und industriell heute noch ausgiebig verwerteten Ablagerungen in Ehringsdorf zwei ziemlich gut erhaltene menschliche Unterkiefer mit einem Oberkieferrest, Schädel- und Rippenteilen. Diese Skelettreste haben alle Kennzeichen der Neandertalrasse. Der Werkzeugtypus wird den Mousterien, teilweise auch den Aurignacien zugewiesen. (Vgl. Brause-Gera: Vorgeschichte des Menschen, Heft 7 dieser Blätter.) Die Menschen, denen bereits das Feuer bekannt war, aber der Tölperei noch unkundig, jagten ihr „Wild“ in Fanggruben, wozu die vorhandenen Wassertümpel einfache und willkommene Handhabe boten und die meist jungen unerfahrenen Tiere leicht überlistet werden konnten, denn das Fundmaterial an Knochen stammt zum weitaus größten Teil von jungen Tieren und sind auch alle Knochen zererschlagen. Das läßt vermuten, das auch das Mark irgendwelche Verwendung gefunden hat, und zwar schreibt man es der Kleiderbeschaffung (Fellbearbeitung) zu. Es dürfte noch von Interesse sein, hier einiges über

die Frage des Aussterbens dieser Tiere einzuschalten. Von Dr. Sörgel wird bestritten, daß der Mensch die Ursache dazu gewesen sei. Und wenn man berücksichtigt, daß Mammutzähne von 5,80 Meter und mehr vorkommen, dessen Träger ein Alter von 200 Jahren aufweisen, ferner, wenn z. B. die Geweihsparnung vom Riesenhirsch 3 Meter betrug, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß diese Waffen den Trägern hinderlich und schädlich werden mußten. Dazu kamen noch die schon angeedeuteten eiszeitlichen Klimaschwankungen, mit der dadurch bedingten Pflanzen- und Nahrungsveränderung.

All das Fundmaterial unserer besuchten Orte ist nun mit umfangreichem auswärtigem Vergleichsmaterial, in geradezu klassischer Weise geordnet, im Weimarer Museum für Vorgeschichte zur Anschauung gebracht. Es soll hier unterlassen werden, durch eine ausführliche Schilderung dieses Instituts besonders darauf hinzuweisen, da ja auch andere Städte unseres Gauces, wie Jena, Gera, Er-

furt, und vor allem auch Halle ganz beachtenswerte Sammlungen auf diesem Gebiete aufzuweisen haben. Aber jeder Naturfreund und nach Wissen Strebende sollte diese Einrichtungen mehr und mehr als geistige Kammern betrachten, da sie ja des Charakters als Maritatenkabinette, für die sie im allgemeinen immer noch angesehen werden, immer mehr entkleidet werden. Hier wird der Entwicklungsgedanke verständlich veranschaulicht. Wenn man auch manches sozusagen „zwischen den Zeilen lesen muß“, wie etwa das wirtschaftliche Moment der mit so primitivem Werkzeug Schaffenden, aus dem heraus man dann wieder seine Schlüsse auf den jeweils herrschenden Stand von Familienleben, Religion, Sitte, Recht, Kunst usw. ziehen muß. Manche Waffe im Kampf gegen Nacht und Finsternis wird uns auch hier in die Hand gegeben, und nicht ohne eine innere Befriedigung wird der aufmerksame Beobachter diesen Ort verlassen.

Edwin Schneider, Weimar



Etwas von der Tätigkeit unserer Augen

Wenn wir im Freien wandern und uns an der herrlichen Natur ergötzen, so verdanken wir diesen Genuß zum größten Teil unseren Augen. Dieselben vermitteln uns die Kunde von der Außenwelt, indem sie die Lichtreize aufnehmen und nach dem Gehirn leiten, wo eine Umsetzung des nervösen Erregungszustandes in psychische Vorgänge erfolgt. Es treten hierbei physiologische Vorgänge in Erscheinung, indem die von der Netzhaut der Augen vermittelten Lichtempfindungen durch die Leitungsbahnen weiter zentralwärts ge-

leitet werden. Je nach den Umsetzungsvorgängen unterscheiden wir — chemische und — mechanische Sinnesempfindungen. Die Augen fallen mit unter die chemischen. Bei diesem chemischen Vorgang, der eintritt, wenn die Augen in Tätigkeit sind, kommt es zu einem Zerfall von zusammengefügten chemischen Stoffen in einfachere, es ist ein Dissimilationsprozeß, im Gegensatz zu dem Assimilationsprozeß, bei dem die zerfallenen Stoffe wieder in höhere, kompliziertere umgewandelt werden. Die gesamte Oberfläche unseres Gehirns

hat man in bestimmte Bezirke eingeteilt, und so liegt im hinteren Teil des Gehirns das zentrale Sehfeld. In diesem Sehfeld werden die Bilder, die unsere Augen aufnehmen, so verarbeitet, daß sie uns zum Bewußtsein kommen.

Diese Bilder gehen nicht spurlos an uns vorüber; es bleiben von denselben Spuren in unsererem Gehirn zurück, die sogenannten Engramme. Sehen wir einen uns unbekanntem Käfer und betrachten denselben längere Zeit, und erblicken ihn dann an einer anderen Stelle, so kommt uns sofort zum Bewußtsein, daß wir denselben schon einmal gesehen haben. Dieser Vorgang zeigt, daß ein Etwas in unserem Gehirn zurückgeblieben ist. Diese Engramme oder auch Erinnerungsbilder sind also keine psychologischen Gebilde, sondern der Vorgang eines gewissen Geschehens. Werden die Engramme von Zeit zu Zeit nicht aufgefrischt, so zerfallen sie und wir haben dann die Eindrücke vergessen.

Man hat auch die Vorgänge in unseren Augen mit einer Photoplatte verglichen, und doch ist hier ein Unterschied durch den sich abspielenden Stoffwechselvorgang. Die Netzhaut ist stets bereit für Aufnahmen, also eine Platte, die sich immer wieder erneuert, indem die Zerfallsvorgänge sofort erneuert werden.

Alle Vorgänge in der Außenwelt sind als Bewegungsvorgänge aufzufassen, sie wirken je nach der Schnelligkeit des Ablaufes auf unser Auge. Nähern wir uns langsam einer intensiven Lichtquelle, so wird das Licht anfangs schneller, dann aber immer langsamer, bis ein bestimmter Punkt erreicht ist; über diesen Punkt hinaus ist eine weitere Steigerung nicht mehr möglich, es wirkt dann unangenehm, es blendet uns. Dieser Blendungsvorgang ist ein einfacher Reflexvorgang. Unsere Augen schließen sich, bevor wir von dem blendenden Reiz eine bewußte Empfindung haben.

W. Reuscher, Jena.

Herbst!

Wie sich die Blätter schon verfärben,
Und leis' wie Dangeln Klingt's im Wind,
Wir müssen uns daran gewöhnen,
Wir müssen uns damit versöhnen,
Daß Frühling und Sommer vorüber sind!
Aber es ist auch im Herbst noch schön,
Wir dürfen nur nicht traurig werden.
Wir dürfen nur nicht rückwärts seh'n,
Wenn früh in den Gärten die Nebel steh'n.
Und weht auch über Stoppeln der Wind,
Wer weiß, ob nicht die letzten Rosen
Selig'er noch als die ersten sind?

Gertrud Ustemann, Jugendgruppe Jena

Ein Vorschlag

Wir veröffentlichen hier die Anregung eines Genossen, die in der Gauleitung großen Anklang gefunden hat und diesen Winter versuchsweise verwirklicht werden soll. Die Schriftleitung.

Die Ferienzeit ist vorbei. Nur wenigen war es möglich die Ferientage an der See oder im Gebirge zu verleben. Immer waren es die allzu hohen Eisenbahn-Fahrtkosten, an denen alle größeren Reisepläne scheiterten. Die Jugend vor allem, mit ihrem geringen Verdienst, konnte an größere Reisepläne überhaupt nicht denken. Eine Wendebewegung wird hier nur eintreten, wenn wir die Fahrpreisermäßigung auf der Eisenbahn voll ausnützen. In erster Linie kommt da in Frage die Fahrpreisermäßigung

für Jugendliche bis zu 20 Jahren. Es ist jetzt so, daß diese Vergünstigung nur von größeren Ortsgruppen ausgenutzt wird, denn kleinere bringen selten 10 Teilnehmer zusammen! Das muß anders werden! Mein Vorschlag geht nun dahin: Durch die Gauleitung wird in Jena eine Jugendfahrten-Vermittlungsstelle geschaffen. Genossen aus einer kleinen Ortsgruppe wollen z. B. nun eine größere Fahrt machen. (Es kommen natürlich nur Fahrten in Frage von mindestens 150 Kilometer.) Sie schreiben nach Jena an die betr. Stelle: Teilnehmerzahl — Reiseziel — Abfahrtszeit und -tag, und ihre Adresse. Diese Notiz wird auf der 4. Umschlagseite des Gaublattes veröffentlicht unter einer Rubrik: Fahrten für Jugendwanderer. Mitglieder aus anderen Ortsgruppen, die an der geplanten Fahrt teilnehmen wollen, mögen sich dann mit

den betreffenden Genossen verständigen. Oder, was heute schon feststeht, Ortsgruppe Halle meldet: Nach Meinhardsbrunn. 24. Dez., abends 6.20 ab Hauptbahnhof Halle. Fahrgeld 2.50 Mk. einsenden an Max Schwarz, Halle, Dryanderstr. 32, bis zum 21. Dez. Von Halle aus gehen Weihnachten außerdem Fahrten in den Oberharz, Stutenhaus, Riesengebirge usw. Alle diese großen Fahrten müßten veröffentlicht werden, auch von allen anderen Ortsgruppen. Es ist natürlich ohne weiteres klar, daß am Reiseziel jeder seine Wanderung nach eigenem Verlieben unternimmt. Die ganze Sache sieht etwas schwer aus, ist aber sehr einfach und wird viel Gutes schaffen; vergessen darf nicht werden, daß auf je 9 Jugendliche ein älteres Mitglied als Führer fahren kann. Es liegt nun an der betr. Stelle in Jena für die Ferienzeit 1925 Fahrsvorschläge auszuarbeiten, ähnlich so, wie es die Eisenbahn mit den Ferien-Sonderzügen getan hat. Jeder einzelne kann seine Ferien einrichten, wenn man schon im April den Plan kennt, z. B.: Am Sonntag früh, 15. Juni, ab Jena nach München bzw. weiter nach Berchtesgaden. Am Sonntag, 21. Juni, ab Erfurt nach Karlsruhe oder aber Sonntag, 5. Juli, ab Halle nach Müggen usw. Ich denke der Laden muß klappen. Es ist

ohne weiteres klar, daß sich aus dieser Sache die Organisation der Ferien-Sonderzüge für die gesamten Naturfreunde und Arbeiterschaft ergeben muß. Es muß mehr als bisher in dieser Sache getan werden. Die Teilnehmerzahl von 10 Personen muß herabgesetzt werden. In Oesterreich und der Tschechoslowakei beträgt die Mindestteilnehmerzahl bei Jugendfahrten 6 Personen und ist gültig für alle Züge, bei uns nur in Personen- und Eilzügen. Die Gauleitung möge hier einen Vorstoß unternehmen; sich mit der Reichsleitung in Verbindung setzen, dann mit allen anderen Arbeiter- und bürgerlichen Sportverbänden heran an die höchsten maßgebenden Stellen. Die Herabsetzung wird immer wieder verweigert aus technischen Gründen. Wer lacht da? Man denke nur an die Kriegszeit, was war damals möglich auf der Eisenbahn mit dem beschränkten Personal. Es fehlt eben der gute Wille und das Verständnis für das Jugendwandern bei den Herren Regierungsräten. Wir müssen also das Bestehende in jeder Art und Weise ausnützen und wird der hier vorgeschlagene Weg befolgt, dann werden auch unsere Jugendwanderer im nächsten Jahr ihre Ferien dort erleben können, wo sich bisher nur Geldsackleute breit machten. — E. Keil, Halle

G a u n a c h r i c h t e n

Gauobmann: Paul Härzer, Jena, Löbdergraben 14 / Kassierer: Alfred Forbrig, Jena, Schützenstr. 73
Gauverlag: P. Gering, Jena, Lutherstraße 27, / Ferienheim-Genossenschaft: Jena, Löbstedter Straße 51

Die vor kurzem an die Ortsgruppen gesandten gedruckten Fragebogen sind mit dem Stande der Ortsgruppenangelegenheiten vom 31. Dezember auszufüllen und in den ersten Januartagen 1925 an uns zu geben. Nicht auszufüllen sind vorerst die Rubriken für die Adressen. Diese werden durch uns ausgefüllt, wenn wir im Besitze der durch die Wahlen im Januar gezeigten, evtl. neuen Adressen sind. Wir bitten, uns die jeweiligen Ergebnisse der Wahlen für die Ortsgruppenleitungen (Arbeitsjahr 1925) sofort mitzuteilen. Die Versammlungen mit den Wahlen sind so anzusetzen, daß wir bis spätestens Ende Januar im Besitze aller Adressen sind. Ortsgruppen, die nicht im Besitze von Fragebogen sind, auch die diese zu früh eingesandt haben, sollen neue Bogen anfordern.

Die Ortsgruppen, die wir in den Vortragskalender „Im Wechsel des Jahres“ eingereiht haben, erhalten bis Mitte November Nachricht mit dem Termin des Vortrages. Durch die Gauleitung gewünschte Vorträge mit anderen Themen sind unberührt von der Zeit dieses Vortrages und die vereinbarten Termine behalten Gültigkeit. Den Vortrag „Im Wechsel des Jahres“ halten wir von Mitte Januar bis Ende Februar. Dieser Vortrag kann noch für einige Abende vergeben werden. Wünsche hierfür müßten wir aber bis spätestens 10. November in Händen haben, da es sonst unmöglich ist, den Wunsch in den Kalender einzureihen.

Vom Gebiet Sora fordern wir die Einberufung einer Gebietskonferenz. Ueber die Ergebnisse der Frankfurter Konferenz der deutschen Gauleiter berichten wir nur in den Gebieten. Berichte in Ortsgruppen sind kaum möglich. Die Gebietsleiter berufen wir zu einer Konferenz nach Jena. Termin und Tagesordnung werden durch

Mundschreiben bekanntgegeben. Wünsche und Vorschläge sind an die Gebietsleiter und durch diese an uns zu geben.

Zur Belebung der Photoarbeit im Gau und zur Schaffung einer guten Basis für systematische Lichtbildarbeit erwägen wir eine Gauausstellung. Wir bitten, uns Meldungen über vorhandenes Material umgehend zukommen zu lassen. Vor allem soll der Winter mit seiner Schönheit dem Lichtbildner nicht verloren gehen. Arbeit immer und gebt uns Material. Auch die Zeichner sollen uns bedenken. — Das Material geben wir nach Einsicht und Verwendung zurück.

Die Gaunachrichten für Dezember erscheinen 20seitig. Der Gau Südbayern kam unserem Wunsche entgegen und sendet einen seiner tüchtigsten Skiläufer für die Weihnachtstage nach dem Stutenhaus. Die Anwesenheit wird auch unseren guten Läufern viel Anregung und Übungsmöglichkeit bringen. Den Anfängern aber wird ein erstrebenswertes Ziel skitechnischen Könnens vor Augen stehen und sie aneifern, zum Besten zu streben. Der Winter bietet herrlichste und gesündeste Wandermöglichkeiten, die durch den Skilauf weitaus gesteigert werden. Dabei ist natürlich eine Geländesicherheit und technisches Können von unerläßlichem Werte.

Für den Jahrgang 1924 unserer Gaunachrichten planen wir eine Einbanddecke zu schaffen. Wünsche und Bestellungen können schon jetzt durch die Ortsgruppen an uns oder Erich Morgner, Halle, Triftstr. 20, gelangen.

Und nun wandert und arbeitet in den Winter hinein und schafft Euch geistig und körperlich Sonnenstunden des Daseins. Stunden, die Euch über den Alltag erheben.

Mit „Berg frei!“

Die Gauleitung.